

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 6 (1896)
Heft: 5

Artikel: Jugendschriften und Jugendbibliotheken
Autor: Kuoni, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jugendschriften und Jugendbibliotheken.

Von J. Kuoni, St. Gallen.

Meine ganze Jugendbibliothek bestand aus zwei Werken, die ich aber immer und immer wieder gelesen habe und die auf mich einen tiefen, einen bleibenden Eindruck gemacht haben; es waren Christoph Schmid's „Erzählungen aus der biblischen Geschichte“ und „Rinaldo Rinaldini“.

So sagte mir vor Jahren ein Freund, der sicherlich schon in seiner Jugend weder zu einem frommen Theologen, noch zu einem schneidigen Räuberhauptmann die richtigen Anlagen hatte; er ist heute Lehrer und liest anderes und nützlicheres. Sein Bekenntnis hat aber auf mich auch einen „tiefen und bleibenden“ Eindruck gemacht; es hat mir gezeigt, wie sehr das Kind in bezug auf seine Lektüre dem Zufall ausgeliefert ist. Kein Mensch wird glauben, dass die Eltern — wackere, wahrhaftige thurgauische Bauersleute — in dem genannten Falle mit irgend welcher Absicht, man dürfte sagen — mit irgendwelchem Bewusstsein dessen, das sie taten, ihrem Knaben Christoph Schmid's „Biblische Erzählungen“ und daneben das Volksbuch „Rinaldo Rinaldini“ in die Hände gaben! Das waren die einzigen Bücher, die zufällig vorhanden waren; die Eltern hatten sie auch gelesen, ihre ersten Kinder auch; gestorben war noch niemand daran, also mussten sie auch für den Kleinsten gut sein. Und dieser hat sie ja sogar vielmal gelesen, und sie haben auf ihn einen tiefen, einen bleibenden Eindruck gemacht! —

Wir dürfen daraus folgern, dass die Jugend das Bedürfnis habe, etwas zu lesen. Vielleicht dürften unsere Stadtkinder auch ihre Altersgenossen auf dem Lande um den Vorzug beneiden, dass diese nur wenige Bücher besitzen, aber diese vielmal lesen, so dass es ihnen möglich wird, bleibende Eindrücke davonzutragen, während die Vielleser unter der städtischen Jugend dem Schmetterlinge gleichen, der überall nascht, aber schlechterdings nicht Rechenschaft zu geben vermöchte,

woher er dies hat und woher jenes. Mit andern Worten, wir möchten das Kind glücklich preisen, das nur zwei Bücher besitzt, die es immer wieder anziehen, so dass es die ganzen grossen Bibliotheken unbeachtet lassen kann; nur könnten wir mit der Auswahl der beiden Werke nicht einverstanden sein, zum mindesten müsste der „Rinaldo Rinaldini“ durch etwas Besseres ersetzt werden; so weit werden alle Väter, Mütter und Erzieher mit mir einig sein.

Also, was denn? — Nun ist es mit der Einigkeit zu Ende. Wohl mancher besinnt sich aus seiner Jugendzeit her, dass es ihm dieses und jenes Buch auch so sehr angetan hatte — wenn er es heute wieder in die Hand nimmt, kann er sich selbst nicht mehr verstehen. Heute kennt er Besseres, entschieden viel Besseres; aber wenn er das Beste herauslesen und mit dem Finger zeigen sollte, diese beiden sind es, so könnte er schwerlich zu einem Entschlusse kommen, schon weil er weiss, dass er unmöglich den ganzen Markt überblicken kann und dass er ganz sicher mit seinen Vorschlägen allein stünde.

Welche zwei Bücher sollen in keiner Kinderstube fehlen? — Eine ganz unnütze Frage! Mit dem gleichen Recht könnte man ermitteln wollen: Welche zwei Kinder verdienen allen andern vorgezogen zu werden? — Alle haben ein Recht zu leben, wenn wir auch zum vornherein wissen, dass uns nicht alle gefallen können, ja dass wir uns vor vielen derselben eigentlich hüten müssen. —

Wenn also der „Zentralausschuss des Schweizerischen Lehrervereins“ die „Jugendschriftenkommission“ ersucht hat, dieses schon so oft bearbeitete Thema neuerdings aufzugreifen und den Eltern und Erziehern mit einigen Ratschlägen an die Hand zu gehen, so kann man von uns nicht erwarten, dass wir Parteilichkeit üben und einige Lieblingskinder nennen, damit aber Gleichwertiges, vielleicht Besseres hintansetzen. Wie jeder Mensch sich seine intimsten Freunde selber heraussuchen muss, wobei er allerlei missbeliebige Erfahrungen machen kann, so darf er's auch mit den Büchern halten. Es gibt zwar Lieblingsmenschen, die jedermanns Freund sind, und ebenso Lieblingsbücher, die „furchtbar schön“ sind und in riesigen Auflagen in die Welt hinauswandern; — man tut gut, auch diese zu prüfen, ob sie das sind, wofür sie gehalten werden. Die „Jugendschriftenkommission“ hat alljährlich Gelegenheit, in ihren „Mitteilungen“ eine grosse Zahl der jeweilen auf dem Markt erscheinenden Neuheiten zu besprechen. Jene Urteile sind zwar von keiner Seite beeinflusst, bewegen sich aber schon um des knappen Raumes willen in allgemeinen Formen und können kleinere, aber nicht unwesentliche Mängel nicht aufdecken, wenn das Buch im grossen und

ganzen den Anforderungen entspricht, die man an dasselbe stellen darf. Was also vor der Kritik bestehen kann, lässt man gerne bestehen, und wer das Buch kauft und nachher von demselben nicht völlig befriedigt ist, liest vielleicht erst nachher zwischen den Zeilen jener Kritik eine leise Andeutung, die er schon damals besser hätte beachten dürfen. Es ist nicht schwer, sich über ein Buch, das man liest, ein stilles Urteil zu bilden, für das niemand verantwortlich ist, ob es zu richtigen oder unrichtigen Schlüssen kommt; es ist aber oft sehr schwer, mit ein paar Worten ein triftiges Urteil abzugeben; denn manches Buch trägt nicht einen prägnanten Charakter, den wir sofort verstehen können; auch wird das Urteil des Kritikers eine subjektive Färbung niemals verleugnen können, solange den einzelnen Menschen der eigene Schatten verfolgt. Das mögen die Leser der „Mitteilungen“ bedenken.

Wer die neueren Jugendschriften mit denjenigen älteren Datums vergleicht, der wird einen merklichen Unterschied finden. Allererst fällt die weit schönere Ausstattung sehr angenehm auf, schöner Druck, gutes Papier, köstlicher Einband und vor allem die stilvollen, die entzückenden Bilder. So eine flotte Jugendschrift lacht sich nicht nur jedem Kinde, sondern auch uns Erwachsenen beim ersten Anblick ins Herz hinein. Allerdings ist auch der Preis entsprechend gestiegen. Es gibt zwar auch Verlagsfirmen, die eine Ehre dreinsetzen, auch dieses wahrhaft künstlerisch ausgestattete Buch zu billigen Preisen zu liefern.

Was nun den Inhalt selbst anbelangt, so haben die Jugendschriften die allgemeine Wandlung mitgemacht, die sich unterdessen auf literarischem Gebiet vollzogen hat: Die Romantik eines Christoph Schmid und seiner Jünger hat einer Realistik Platz gemacht, die uns nicht mehr aus einer Verzückung in die andere befördert, die uns aber in einfacheren Formen des Lebens Freud und Leid viel näher rückt. Die Schlösser und Burgen sind verlassen; wir befinden uns meist im bürgerlichen Haus, oft auch in der Hütte der Armut. Niemand wird diesen Wandel beklagen.

Bemerkbar macht sich auf dem Gebiete der Jugendliteratur immer mehr die weibliche Hand; die Frauen gehören zu den fleissigsten, ja zu den unerschöpflichen Erzählerinnen. Das hat sein Gutes und Böses gebracht. Wer nicht anerkennen wollte, dass speziell auf dem Gebiete der Jugendliteratur einige Frauen entschieden im ersten Range stehen, der müsste mit Blindheit geschlagen sein. Wir wollen es uns grundsätzlich versagen, Namen zu nennen; sie sind übrigens jedermann bekannt. Man darf geradezu bekennen, dass diese Meisterinnen der

Erzählkunst bahnbrechend vorangegangen sind und dass die Männer bei ihnen in die Schule gehen dürfen, wenn sie den kindlichen Ton treffen wollen.

Umgekehrt aber darf auch gesagt werden, dass durch das Heer der Jugendschriftstellerinnen eine Sündflut hereinzubrechen droht, die schon manchem Kritiker ein bangendes Herzklemmen verursacht hat. Wie oft erscheint eine solche „Geschichte“ anfangs als ein niedliches Töpfchen, das seine bescheidene Stelle im kleinen Haus verdienen möchte; aber siehe da, es kocht und kocht — es kocht über und kann nicht mehr aufhören; es entsteht ein inhaltsarmes Buch, das selbst Mädchen langweilig finden, die sonst von dieser Speise viel vertragen.

Den Frauen nicht allein, aber ihnen ganz besonders müssen wir auch den Vorwurf machen, dass sie sich in ihrem Erzähleifer vertrauensselig in Verhältnisse hineinwagen, die sie nicht genügend kennen. Wer ihnen mit kritischem Auge folgt, kann sich da und dort eines Lächelns nicht erwehren. Oft sind es unschuldige Schnitzerchen, die dem Wert des Buches an und für sich keinen oder jedenfalls nur wenig Eintrag tun. So erzählt die Altmeisterin unter den heutigen Jugendschriftstellern, der man unbedingt den ersten Rang zuerkennen darf, in einer ihrer so beliebten „Geschichten für Kinder und solche, welche Kinder lieb haben“ ganz naiv:

„Nun schaute der Knabe so gespannt auf die Geige und des Lehrers Finger, wie er die Saiten griff, dass er darüber ganz das Singen vergass und keinen Ton mehr von sich gab. Jetzt fiel mit einem Mal die ganze Sängerkörde einen halben Ton hinunter; da wurde die Geige auch unsicher und fiel nach, und die Sänger fielen noch tiefer, und man kann gar nicht wissen, wie tief hinunter alles miteinander gefallen wäre, — aber jetzt warf der Lehrer die Geige auf den Tisch und rief erzürnt: „Was ist das für ein Gesang! Ihr unvernünftigen Schreier! Wenn ich doch wissen könnte, wer mir so falsch singt und einen ganzen Gesang verdirbt.“

Wer sich einmal eine Geige genauer besehen hat, der weiss, dass sie nicht mit dem Sänger „fallen“ kann. Es tut aber hier wenig zur Sache, da diese Zwischenhandlung hier unwesentlich bleibt und das Büchlein im übrigen so mustergültig ist, dass ich, wenn ich entscheiden sollte — dieses an die Stelle jenes „Rinaldo Rinaldini“ setzen würde.

Nicht so leicht können wir es entschuldigen, wenn in einer andern Jugendschrift ein Hirtenknabe mit seinem Taschenmesser Ruten aus der Hecke schneidet und aus deren grünem Holz so ohne weiteres Schalmeien schnitzt, auf denen man die ganze Tonleiter, ja Musikstücklein und geistliche Lieder blasen kann. Dieses ganz unmögliche Kunststück tritt hier als sehr wesentlich in die Handlung ein, da es dem Künstler zu jener Beliebtheit verhilft, die für Mensch und Tier auf dem ganzen Hofe wichtig wird.

Das reicht über die Grenze des Erlaubten hinaus, denn es bleibt einer der wichtigsten Grundsätze der Erzählkunst, dass das Erzählte, wenn es auch nicht wirklich geschehen ist, doch so geschehen sein könnte; es muss also wenigstens möglich sein.

Wenn wir aber den Grundsatz aufstellen, es müsse naturgemäss erzählt werden, so darf man nicht vergessen, dass immerhin alles Unedle fernzuhalten ist; wer für die Jugend schreibt, soll jedes Wort auf der Goldwage wägen, ehe er es dem Papier anvertraut. Effekthascherei ist hier immer übel angebracht! Was sollen nachfolgende Ergüsse in „Erzählungen für Kinder“:

„Unser bissel Sach haben die Schulden, die Juden und die Herren geteilt.“

„Beim Tanzen fand ich den Mann, der mein und meiner Kinder Unglück geworden. Von mir will ich nichts sagen, ich hab's nicht besser verdient. Meine Herrschaft mahnte, es half alles nichts, bis ich mir die Flügel verbrannt. Wir heirateten. Dazumal wusste ich schon, mit welchem Lumpen ich zu tun hatte. Aber es musste sein. Ich war so von Menschen und Gott verlassen, dass ich ein Wasser suchte, in das ich mit meinen Kindern hätte springen können.“ — — —

Sepp mistete. „Du,“ rief er, „mach' den Mist eben, dieweil ich ihn aus dem Stall ziehe. Res scheuerte an dem Brunnentrog, wie wenn der Sandstein hätte sollen zu Kristall werden. Er piff dazu, als ob kein Sepp und kein Mist auf der Welt wäre.“

„Willst du hören, du v..... K.,“ brüllte der Knecht, „von einem Lumpenkerl, wie du, lass ich mir nicht Kaib sagen!“

An anderer Stelle:

„Die Kroaten sch... in den Milchtopf.“

Das ginge für einen Gotthelf weit genug, aber erst für eine Jugendschriftstellerin! Es ist und bleibt unverständlich, was man damit bezwecken will. Es ist ja wohl wahr, alles kann wortgetreu dem Leben abgelauscht sein, aber es wäre lobenswerter, solche Worte gar nicht zu hören. Das kindliche Auge sucht den blauen See, nicht die trübe Lache; es freut sich an den farbigen Blumen der Wiese, nicht an den schmutzigen Schwämmen des Waldgrundes. Jugendschriften sollen unter allen Umständen schon durch ihre Sprache veredelnd auf das Kindesgemüt einwirken. Sie sollen das Schöne und das Gute schildern und das Hässliche nur so weit herbeiziehen, als es unerlässlich notwendig ist, zu jenem den Schatten zu bilden.

Man glaube ja nicht, dass man das Böse mit Vorteil bekämpft, wenn man ihm recht viel Aufmerksamkeit schenkt; am besten ist es, man geht an ihm vorüber.

Was diesfalls bezüglich der Form gesagt worden, gilt selbstverständlich auch vom Inhalt. Zu den Jugendschriften, die aus diesem Grunde

ausgeschlossen werden müssen, rechnen wir solche, die zu den klassischen gezählt zu werden pflegen. Zwei Proben:

„Für Mütter und Kinder.“ (Genovefa von Chr. Schmid):

„Anfangs schien er ihr zu gehorchen (Golo), und suchte seine Fehler vor ihr auf das sorgfältigste zu verheimlichen, oder doch zu entschuldigen. Allein nach und nach wurde er immer kühner und zuletzt so unverschämt, dass er ihr die schändlichsten Anträge machte, die man einer ehrliebenden Frau oder Jungfrau nur immer machen kann. Sie wies ihn mit allem dem Abscheu und Unwillen ab, den er verdiente, — und er fing nun an, sie grimmig zu hassen, und beschloss, sie zu verderben.“

„Bald nach der Abreise ihres Gemahls war sie zu der entzückenden Gewissheit gelangt, Mutter zu werden. Dieser Augenblick war jetzt da — und sie wurde Mutter eines Sohnes.“

„Für alle guten Menschen.“ (Itha von Toggenburg. Von Chr. Schmid.)

„Dass Heinrich und Itha Kinder gehabt haben, davon findet sich nirgends eine Spur. Denn weil Gottes väterlichweise Vorsehung noch so grosse Leiden für diese Ehegatten bestimmt hatte, bei denen das gefühlvolle Mutterherz, von den Kindern getrennt, vielleicht den Schmerzen unterlegen, und die Kinder ohne Mutter, bei einem von Gewissensbissen gequälten und deswegen für sie gehörig zu sorgen unfähigen Vater an Leib und Seele wären vernachlässigt worden: so hat sie diese Ehe gewiss für die Welt unfruchtbar gelassen, damit sie für die Religion und den Himmel desto fruchtbarer und segensbringender werden möchte.“

„Wie schrecklich erweist sich hier die Wahrheit des göttlichen Wortes: Weder Hurer noch Wollüstlinge, noch Ehebrecher werden das Himmelreich erhalten, weil die wenigsten sich bessern und die meisten in ihren Sünden und Lastern zu Grunde gehen.“

Ohne allen Rückhalt betonen wir, dass solche Dinge absolut nicht in eine Jugendschrift gehören. Es ist geradezu unbegreiflich, wie man die genannten Erzählungen von Schmid immer nachdrucken kann, ohne solche Stellen zu streichen. Es ist ein übel angebrachter Eifer, wenn man meint, die Jugend durch solche Mittel vom Bösen abzuschrecken. Es wäre zu wünschen, dass selbst Volksschriften in solchen Dingen schweigsamer wären; denn auch sie kommen in die Hand der Jugend; Schriften aber, die speziell für die Jugend geschrieben sind, sollte man überall vorlesen und in jede Hand legen dürfen, ohne schamrot zu werden.

Mit milderem Worten abweisen, aber immerhin abweisen müssen wir sogar folgendes:

„Eine Erzählung für junge Mädchen“: Verwirrt blickte Hanna in der Stube umher. „Ich bin seit meiner Verlobung noch kaum zu mir selbst gekommen,“ entschuldigte sie sich, indem sie von dem Hühnchen nahm, „und weiss oft nicht, was ich tue.“

„Lasse uns auf treue Freundschaft anstossen,“ entgegnete Klärchen, die Gläser füllend, „eine Freundschaft, die äussere Verhältnisse niemals ändern sollen!“

„Ich mag ihn leiden,“ entgegnete die Braut, Klärchens Blick ausweichend. „Er ist sehr aufmerksam gegen mich, er — er beteuert mir seine Liebe, und Mama ist glücklich über das Los, das ich gezogen; sagte sie doch, dass es heutigen Tages für ein unvernünftiges Mädchen ein seltener Vorzug sei, gewählt zu werden, in — in so brillante Verhältnisse zu kommen, und wenn ich auch mit Bescheidenerem vorlieb genommen hätte, so leugne ich doch nicht, dass — —“

Derartige Liebeständeleien und Eifersüchteleien gehören in den Roman, nicht in die Jugendschrift; wer also der Jugend nicht etwas Besseres und Verständigeres zu bieten vermag, der kann nicht zum Jugendschriftsteller berufen sein. Es fällt uns zwar nicht im Traume ein, zu verlangen, dass vom Lieben oder gar vom Heiraten nicht die Rede sein dürfe; unter Umständen wird auch eine Jugendgeschichte so gut wie das Märchen mit einer Heirat schliessen und damit einen allgemein befriedigenden Abschluss der Handlung finden. Warum sollte das nicht sein dürfen? Wenn z. B. Johanna Spyri in ihrem unübertrefflichen „Heimatlos“ den Rico und das Stineli ein Paar werden lässt, so hat niemand etwas einzuwenden; denn wie kindlich, wie keusch ist auch dieser Abschluss noch hinzugekommen! Wir müssten ihn schwer vermissen, wenn er weggeblieben wäre. Es kommt also nur darauf an, wie so etwas geschieht. Also keine Liebeständelei! Keine — — Überspanntheiten!

Hier noch ein solches Muster, wie eine Jugendschrift nicht sein soll:

„Für die weibliche Jugend“: Leonhard setzte nun der Schwester eifrig seine, in vieler Beziehung ungewöhnlichen Ansichten über weibliche Bildung auseinander. Dabei erwähnte er, dass ein gebildetes Mädchen den Tiberius nicht mit dem Numa Pompilius, die Insel Borneo nicht mit dem Torneofluss verwechseln dürfe, dass sie nicht alle möglichen Romane, aber die klassische deutsche Literatur studirt haben, unsere grossen Dichter lieben und verstehen müsse und daher bei einem Goethe'schen Meisterwerke nicht einschlafen dürfe. — — — Und noch eins, das Wichtigste: meine künftige Frau muss ein Kind Gottes sein! Wenn sie nicht mit denselben Gefühlen wie ich zum Himmel emporschaute, wenn sie die Liebe zum Herrn nicht hätte, welche jedes irdische Verhältnis heiligt und verklärt, dann wäre unsere Ehe nicht auf einen Felsen, sondern auf Sand gebaut. Und wäre sie auch die Geistreichste, die Schönste, die Liebenswertigste der ganzen Erde, und es fehlte ihr das Eine, das not ist, so könnte sie mich doch nicht wahrhaft beglücken. „Lieblich und schön sein, ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.“

Hier kommt noch ein zweites Moment hinzu, das sich in unangenehmer Weise in den Vordergrund drängt, nämlich die Religion. Dass Jugendschriften von einem frommen Sinn durchweht sein sollen, ist zwar nicht ein absolutes Erfordernis, erhöht aber ihren Wert. Man vergesse aber nicht, ein tendenziöses Frömmeln und Moralisieren wird immer abstossen. Die Religion des Mundes ist nur

ein gläserner Diamant; die schöne Handlung, die edle Tat allein ist echt. Religiöse Betrachtungen taugen also nicht viel; aber ein schönes Wort am richtigen Ort — — das wird Wurzel fassen. Wer es versäumt, der sät nicht. Wir bekennen also gern, dass wir diejenigen Jugendschriften für die besten halten, die religiös getragen sind, aber nur mit der Religion eines guten Kindes, nicht mit derjenigen eines Heuchlers oder Fanatikers. Das religiöse Element soll nicht aufdringlich sein.

Mit diesem Wort richten wir aber wieder eine grosse Zahl der Bücher, die sich alljährlich an die Jugend herandrängen, um sie auf den rechten Weg zu bringen. In erster Linie sind es jene katholischen Schriften, die immer nur eine wahre christliche Religion, nur eine Kirche Gottes kennen und alle die Abgefallenen der Hölle überweisen. Mit ihnen ist nicht gut rechten; ihre Ziele sind von den unsrigen verschieden, daher auch ihre Wege. Wir suchen im Kind weiter nichts als das Kind, gewiss auch das Kind Gottes, den zukünftigen Mann, die zukünftige Mutter. Ob es katholisch oder protestantisch, jüdisch oder sonst was ist, kümmert uns wenig. Es ist in die sündige Welt gestellt und soll mit möglichst reiner Seele durch dieselbe gehen lernen. Wer es selbstlos an die Hand nimmt und ihm die Wege weist, der ist unser Mann. Also eine Jugendschrift soll väterlich belehren und mütterlich erwärmen, aber nicht eifern, nicht werben. Weder der politische, noch der religiöse, noch irgend ein anderer Parteizwist, der die grossen Kinder gefangen hält, soll in die Kinderstube getragen werden. Das Kind trinke noch aus dem ungetrübten Quell. Ein verbitterter Weltkritiker und Weltverbesserer und ein seufzender Weltschmerzler sind also nicht die Jugendschriftsteller nach unseren Wünschen, sondern wir meinen, wer für die Jugend schreiben wolle, der soll die Feder in ein heiteres, fröhliches, zufriedenes Herz tauchen können. Die Tränen der Freude und die Tränen des Schmerzes oder beides müssen aus dem Dichterherzen verklärt fliessen und so aus dem Herzen des richtigen Jugendschriftstellers. Kein Spötter darf es sein und kein Eiferer, aber warm muss sein Herz empfinden.

Kein Spötter! Wer religiöse Dinge ins Lächerliche ziehen wollte, dem würden wir den biblischen Mühlstein an den Hals hängen. Religion und Poesie gehören zu den Bedürfnissen guter Herzen, also der Kinder vorab. Eine Jugendschrift, die alles Religiöse meidet, kann eine gute sein; diejenige aber, die religiöse Gefühle verletzt, ist unter allen Umständen eine schlechte.

Aber die Traktätchen-Literatur? Die vielen Büchlein der Missionsgesellschaften und der „evangelischen“ Vereine? Sie tun des Guten zu

viel, das darf man tadeln. Daneben sind sie harmlos, da sie sich nicht verstellen; sie sind sofort als das kenntlich, was sie sind. Sie gehören zu denjenigen Schriften, die man einmal liest und dann weglagt. Sie bestrecken nicht durch ihre Ausstattung und nicht durch ihren Inhalt, der oft in geradezu mangelhafter Form geboten wird. Man lese z. B. folgendes:

„Eine Jugenderzählung“: „Was waren das für lustige Vögelchen! (Spatzen). Wie zufrieden und munter zirpten und flatterten sie, obgleich es so kalt war und der Winter so lang; und sie selbst hatten hier in London ja weder Hecken noch Wälder, um darin zu nisten.“ — —

„Hilf mir eine Falle für die Spatzen legen.“ — „Und als er sich abends auf den Haufen Stroh niederlegte, der ihm zum Lager diente, war sein letzter Gedanke, der fast zum Gebet wurde, „wenn nur kein Spatz sich heute nacht in der Falle fängt!“ — —

„Die Sterne waren noch nicht verblichen vor dem kalten grauen Morgenlicht; aber so früh es noch war, Peter warf sich schnell in die Kleider und ging hinaus auf den Hof. Dort tastete er sich durch, bis zu der Ecke des Hauses, in dem Thedi wohnte; er erkannte deutlich die Falle, und — war es Einbildung oder Wirklichkeit? — es steckte ein Gefangener hinter dem Draht, welcher hin- und herflatterte in heftigster Anstrengung, sich zu befreien.“

Die Dorfknaben werden an einer solchen Erzählung den Verstand nicht verlieren, und wenn jemand ihr Mitleid wecken sollte, so ist es der Erzähler selbst, der nicht zu wissen scheint, dass die Spatzen nicht in Hecken und Wäldern nisten, und dass man ihnen nicht Fallen legt wie den Mäusen, jedenfalls auch nicht auf die Nacht, und dass endlich auch der Draht nicht hin- und herflattern würde.

Noch eine derartige Probe:

„O, wenn ich doch besser wäre!“ seufzte sie (das Kind). „Ich möchte eine Christin sein, möchte dieses mürrische, selbstsüchtige Wesen abschütteln! O, wenn ich doch eine wahre Christin werden könnte! Aber es nützt alles nichts, je mehr ich mir Mühe gebe mich zu bessern, desto schlechter werde ich! Es ist mir so widerwärtig nähen und arbeiten zu müssen, ich möchte so gern, o so gern lesen und lernen! Mama sucht mich damit zu trösten, dass sie mir sagt, die Kinder werden immer älter, aber das werde ich auch und — ich lerne nichts. Ach, ich weiss wohl, es ist unrecht, dass ich mich darüber gräme. O, wenn ich doch eine wahre Christin wäre!“

Das sind nicht Seufzer eines Kindes, sondern Seufzer eines unglücklichen Erwachsenen, der seinen Beruf verfehlt oder jedenfalls seine Tagesarbeit nicht getan hat. Das sind gemachte Jugendschriften, alles schief gezeichnet!

Aber schief gezeichnet sind auch noch andere. Ein Bibliothekar, der jeweilen die eingehenden Neuheiten liest und prüft, ehe er sie kauft, und ein Rezensent, der jedem neuen Buch ein freundliches Wort mit auf den Lebensweg geben soll, haben oft Gelegenheit, die sonderbarsten Blüten der Jugendschriftenliteratur zu pflücken. Was die Kinder alles verstehen sollen!

„Für jüngere wie reifere Mädchen“: Kurz vor Weihnachten machte Anneli ihren Doktor: magna cum laude. — Bald nach ihr bestand auch Lucie das Examen mit dem gleichen Prädikat. Das feierliche Zeremoniell, das in Zürich bei Ablegung der juristischen Doktorprüfung noch besteht, übte in diesem Falle, da eine Dame sie zu bestehen hatte, eine grosse Anziehungskraft aus. Das Auditorium, in welchem der Akt vor sich ging, war gedrängt voll von Zuhörern, unter ihnen mit klopfendem Herzen Hertha und Elisabeth. Pünktlich öffnete sich die Tür, in der unter dem Vortritt des Rektors die Professoren der Fakultät, ein Zug meist ehrwürdiger Herren mit grauen Bärten, erschienen und ihre Plätze einnahmen. Ihnen folgte der Dekan der Universität, ein ebenfalls bejahrter Herr mit freundlichem, lächelndem Gesicht, und diesem auf dem Fusse die zarte, schwächliche Gestalt der jungen Doktorandin. Der Dekan setzte sich auf das Katheder, davor, hinter ein niedriges Pult, stellte sich Lucie Roby. Jener eröffnete mit einigen Worten den Aktus und erteilte dann der Doktorandin das Wort, um ihre Dissertation vorzutragen.

„Hume ist ein überwundener Standpunkt,“ nahm der Schweizer wieder das Wort. „Für unsere Schätzung hat die Psychologie den höchsten Wert, und Spinoza erklärt, der Mensch sei dem Menschen ein Gott, d. h. das höchste Wertobjekt.“

Auch der Jugendschriftsteller sollte das Wort beherzigen: „Sage nicht alles, was du weisst; aber wisse alles, was du sagst.“ So viel Gelehrsamkeit ist nicht notwendig, die Jugend zu unterhalten; für jeden Fall ist sie übel angebracht. Je einfacher, je schlichter eine Geschichte erzählt ist, um so mehr wird sie ansprechen. Der Erzähler muss den Gegenstand, den er behandelt, vor Augen haben; dann wird auch dem Hörer oder Leser alles mit der gleichen Deutlichkeit vor das Auge treten. Wer weit ausholen muss, um die festgesetzte Bogenzahl zu füllen, der beweist, dass er auf die Nähe nicht gut sieht. Das Beobachten macht den Erzähler aus; die blosser Kunst der Wiedergabe wäre vielen geschenkt.

Noch zwei Zitate aus einer vielverbreiteten, schön ausgestatteten Jugendschrift:

„Eine Erzählung für Mädchen von 10 bis 15 Jahren“: „Es war gerade die Zeit des Sommers, wo das Obst teilweise schon gereift ist, aber Pflaumen, Äpfel und auch manche Birnensorten noch unreif an den Bäumen hängen. S..., welche ja selbst fast noch ein Kind war, vergass doch nicht, wie ihre Mutter um diese Zeit ein ganz besonders wachsames Auge auf die Kinder hatte. Den Mädchen war es freilich nicht schwer, das Naschen des unreifen Obstes zu verbieten; aber die Knaben, welche wie Eichkätzchen auf die Bäume kletterten, liessen sich nicht leicht davon abhalten. Als nun S... eines Morgens sich nach den Knaben umsah, um sie an den Schulweg zu ermahnen, und laut rufend durch den Garten lief, entdeckte sie dieselben auf einem Pflaumenbaum; die Früchte waren noch rötlich und das Fleisch hatte sich noch nicht von den Kernen gelöst; der Geschmack konnte daher nur sauer sein; trotzdem schienen F... und E... Appetit darnach zu verspüren.“

„Eine Erzählung für Mädchen von 10 bis 15 Jahren“: „Das Kichern verstummte augenblicklich, und Herr Dr. ... (der Lehrer) sagte freundlich: Ich habe davon nichts gewusst; es tut mir sehr leid, liebe S..., dass Ihre Frau Mutter so krank ist. Ich werde in der Zeit, wo Sie noch andere Pflichten zu erfüllen haben, gern Nachsicht üben. Ich aber möchte an diesen besondern Fall eine allgemeine Betrachtung knüpfen. Es gibt nicht einen Menschen, welcher nicht Pflichten hat, die er erfüllen muss, wenn er ein gutes Gewissen behalten und sich zufrieden fühlen will. Unter diesen Pflichten, die täglich an Euch herantreten, hebe ich jetzt nur diejenigen hervor, welche Ihr der Schule schuldet. Wer seine Aufgaben nach besten Kräften vollendet, wer in den Stunden aufmerksam und eifrig dem Unterricht folgt, höflich gegen den Lehrer und zuvorkommend gegen die Mitschüler ist, der erfüllt seine Pflichten gegen die Schule, und wem könnten wir in dieser Hinsicht ein besseres Zeugnis ausstellen, als S... Nun gibt es aber Zeiten, in welchen — auch an ein Schulmädchen — noch andere Pflichten herantreten. Manchmal ist es wohl möglich, beide Pflichten zu vereinigen; ein Mädchen kürzt z. B. die Zeit der Erholung — selbst die Zeit des Schlafes — ich bin überzeugt, S... hat auf diese Weise versucht, die Pflichten zu vereinigen“ etc. etc.

Das erste zeigt uns wieder, wie oberflächlich die Erzählerin gesehen hat und wie viele Worte sie braucht, um wenig zu sagen. Wenn wir uns „gerade in der Zeit des Sommers“ befinden, hängen allerdings die Zwetschgen noch unreif am Baum, so unreif, dass „das Fleisch noch nicht von den Kernen (!) gelöst sein kann, ja so unreif, dass noch kein Kind darnach begehrt. Erst die frühesten Birn-, aber auch die frühesten Apfelsorten können die Kinder anziehen. Die Zwetschgenbäume sind die Zwerge der Obstbäume und werden auch von Knaben selten bestiegen. Jeder Knabe weiss den Grund anzugeben. Nicht den Mädchen war es leicht, das Naschen des unreifen Obstes zu verbieten, sondern „es war leicht, den Mädchen das Naschen zu verbieten.“

Nicht viel besser, als den Garten, scheint die Erzählerin die Schule zu kennen, sonst müsste sie wissen, dass bei dergleichen „allgemeinen Betrachtungen“ das Kichern erst wieder recht laut zu werden beginnt, in Mädchenschulen vorab. Wenn die Mutter auf den Tod krank ist, wird die Tochter nicht in die Schule gehen, um so mehr, da sie auf den Unterricht nicht vorbereitet und zum Aufmerken nicht aufgelegt ist. Ist sie aber der Schule gegenüber so gewissenhaft, doch zu erscheinen, so wird sie sich beim Lehrer sofort entschuldigen, dass sie unvorbereitet erscheine. Der Lehrer wird mit teilnehmenden Worten die Entschuldigung als genügend erklären. Das wird viel mehr gefallen, als die schönste Predigt. Wenig Worte! Der Lehrer muss auf der Hut sein, dass seine Güte nicht missbraucht wird. Mädchen haben bald eine rührende Entschuldigung gelispelt, nötigenfalls auch sofort ein paar Tränen bereit zur Unterstützung dessen, was sie nicht gern zu Ende erklären. Der Lehrer wäre ja auch berechtigt, zu fragen, ob denn die

ganze Arbeitslast eines grossen Hauses auf der Mutter ruht und jetzt, seit deren Erkrankung, auf der Tochter. Es ist ja ein Kindermädchen im Haus, eine Wirtschafterin, eine Krankenschwester und gewiss noch anderes Dienstpersonal. Wir wiederholen, der Lehrer wäre berechtigt, zu fragen, was denn diese dienenden Geister arbeiten. Heute wär's ungeschickt, unbarmherzig; er lässt es bleiben; morgen fragt er auch noch nicht, vielleicht etliche Tage so, und dann wird das Töchterchen von selbst merken, dass es nun an der Zeit sein möchte, diese Ausnahmsstellung aufzugeben. Solche Schulmeisterpredigten verfehlen ihre Wirkung sicher, sind also auch in den Schriften, die durch sie einen erzieherischen Wert erhalten sollen, übel angebracht und stempeln diese zu Tendenzschriften, die immer einen unangenehmen Beigeschmack haben. Es sind auch nicht Lehrer, die so schreiben, sondern „Erzieherinnen“, die allerdings von den besten Absichten beseelt sein mögen, bei denen sich aber auch „das Fleisch noch nicht von den Kernen gelöst hat.“ Namentlich Schriftstellerinnen ziehen überhaupt gern die Schule in den Gang der Handlung herein, und das geschieht meist in sehr freier Weise, wie es zu Grossvaters Zeit war. Nicht selten wird auch der guten alten Zeit ganz offen das Wort geredet und die jetzige Lehrmanier lächerlich gemacht, was in Jugendschriften füglich vermieden werden dürfte.

Eine einzige Stichprobe, wie sogar gegen den Lehrerstand polemisiert werden kann:

„Erzählung für die Jugend“:

„Das Schulmeisteramt ist ein Amt, das seinen Mann zwar nicht reichlich, aber doch ehrlich ernährt, was auch die jungen Herren Lehrer dagegen sagen mögen, zu deren noblen Gewohnheiten das kärgliche Gehalt allerdings nicht reicht.“

Und solche Herzensergüsse sollten wir Lehrer unsern Kindern als Lektüre empfehlen!

Wir wollen diesen ebenfalls ziemlich polemischen Teil unserer Abhandlung schliessen mit einigen kurzen Bemerkungen über Schriftengruppen, die bisher unbeachtet geblieben sind.

Die Bilderbücher für die Kleinen bieten alles, was man wünschen kann. Wir wollten hier hauptsächlich das schulpflichtige Alter ins Auge fassen.

Periodisch erscheinende Zeitschriften für das Jugendalter besitzen wir ebenfalls sehr gute, auch sehr billige.

In Märchen wird überhaupt wenig Neues geboten und dieses reicht nicht an das bewährte Alte heran.

Robinsonaden und Indianergeschichten gibt's in Fülle. Sie gleichen einander wie die Hühnereier. Wir möchten sie den Knaben nicht vorenthalten; sie sollten aber nicht einzige Kost bleiben; denn die Küche ist zu spartanisch, nicht zu einfach nämlich, aber zu blutig.

Auf dem Gebiete der Naturkunde und Geographie wird sehr Gutes geboten, in Geschichte weniger, da diese für die Jugend schwerer zu bearbeiten ist. Immerhin haben wir eine Fülle guter Biographien mit historisch interessantem Hintergrund. Das genügt für diese Stufe.

Wir verdanken diese guten und billigen Büchlein hauptsächlich einigen unternehmenden Verlegern, die ganze „Jugendbibliotheken“ herausgeben, Jahr für Jahr etliche Bändchen. Diese verdienen fleissig gekauft zu werden. Die redaktionelle Arbeit liegt hier und dort in den Händen tüchtiger Lehrer, was man deutlich herausspürt.

Im grossen und ganzen haben die Knaben Ursache, zu glauben, dass in bezug auf Lektüre für sie besser gesorgt ist, als für die Mädchen; namentlich der reiferen weiblichen Jugend wird Unbegreifliches zugemutet. Eine schöne Ausstattung fehlt dieser Art von Büchern zwar selten.

Wir dürfen uns nicht anmassen, dass wir mit unserem Urteil überall das Richtige getroffen. Der Büchermarkt hat in unseren Tagen eine Ausdehnung angenommen, die es dem einzelnen Jugendfreund, der nicht über seine ganze Zeit frei verfügt, unmöglich macht, als zuverlässiges Lexikon zu dienen. Ich bitte also ab, wo ich geirrt und einem guten Herzen weh getan haben sollte. Meine Kritik gilt der Sache selbst, und wenn sie die Erzähler und namentlich die Erzählerinnen veranlasst, so auffallende Fehler für die Zukunft zu vermeiden, so ist die eine Hälfte meiner Absicht erreicht. Mit der andern Hälfte wende ich mich an die Väter und Mütter, namentlich aber an die Herren Kollegen, die einer öffentlichen Jugendbibliothek vorstehen. Prüfet ja alles selbst, ehe ihr es kauft und ehe ihr es der Hand der Jugend übergebet. Es ist notwendig! Vieles, vieles ist gut, aber es muss zuerst unter der Unmasse des Mittelmässigen und Schlechten herausgesucht werden! Das geschieht teilweise durch die Kritik in den Tagesblättern, doch nicht immer in zuverlässiger Weise. Auch der Hand der Jugendschriftenkommission des Lehrervereins entgeht manches. Es wandert, ohne unser Urteil einzuholen, auf den Markt, oder es geht mit einer halben Empfehlung und macht eine ganze draus, indem es das, was lobend erwähnt worden, ausruft, unseren Tadel aber verschweigt. Auch kann der Kritiker nicht prüfen, ob dieses oder jenes

Buch für dein Kind und für deine Verhältnisse passt; er kann nur prüfen, ob es irgendwo passen möchte. Also nochmals: Prüfet, es ist notwendig!

Was nun die Jugendbibliotheken anbelangt, so drängt es uns, an dieser Stelle eine gewiss höchst zeitgemässe Anregung zu machen. Wie gross mag die Zahl der Jugendbibliotheken im ganzen Schweizerland sein? Wie hoch mag sich das Jahresbudget derselben belaufen? Wer das wüsste! Gewiss würde es eine anständige Summe ausmachen, und jeder Jugendfreund müsste seine hohe Befriedigung darüber aussprechen, dass unser Volk so viel für diesen schönen Zweck opfert und zwar mit Freuden opfert.

Wir müssen uns aber doch fragen, ob nicht noch mehr getan werden könnte, ob vielleicht nicht schon mit dieser Summe mehr erreicht werden könnte? Soviel uns bekannt ist, übt der Staat über die Jugendbibliotheken fast überall gar keinerlei Kontrolle, weswegen er auch zu keiner Unterstützung herangezogen werden kann.

Man erschrecke nicht! Heute will alles dem Staat aufgehalst werden; überall soll der Staat helfen. Unsere Sache ist einfach, und es bedarf zu ihrer befriedigenden Lösung keiner aufregenden Volksbewegungen.

Der Kanton Solothurn z. B. übt diesbezüglich ein Verfahren, das mit wenig Mitteln doch schon ein Erkleckliches leistet. Schon seit langen Jahren bewilligt der Kantonsrat auf dem Budgetwege einen Jahreskredit von Fr. 2000 für die Jugendbibliotheken des Kantons. Es sind deren 128, so dass jede mit rund Fr. 15.60 unterstützt wird. Diese werden ihr aber nicht in bar ausbezahlt, sondern es besteht eine kantonale Jugendschriftenkommission, die dem Erziehungsdepartement einige der geeignetsten Jugendschriften zur allgemeinen Anschaffung vorschlägt. Die betreffenden Bücher werden beim Verleger direkt bezogen, natürlich mit einem anständigen Rabatt; sie wandern zuerst zum Buchbinder, der sie mit einem dauerhaften Einband versieht, und erst jetzt werden sie an die Bibliotheken, natürlich unentgeltlich, abgegeben.

Dieses Verfahren hat in die Augen springende Vorteile. Die Kommission ist eher im Falle, das Richtige herauszufinden, als alle die 128 Verwalter der Bibliotheken, denen vieles nur zufällig, viel Gutes gar nicht zu Gesicht kommt und die dadurch der keineswegs leichten und kleinen Mühe überhoben werden, eine Auswahl zu treffen. Diese gemeinsame Anschaffung bedingt auch eine bedeutende Geldersparnis, da nicht

nur der Rabatt in Anschlag zu bringen ist, sondern auch der Wegfall der Portoauslagen.

Ein Hauptvorteil aber besteht auch darin, dass auf diesem Wege das Einheimische gegenüber dem Fremden kräftiger berücksichtigt werden kann, was auf dem Gebiete der Literatur so angezeigt und notwendig ist, als auf irgend einem andern. Ferne sei es von uns, den deutschen Verlegern den hiesigen Markt verschliessen zu wollen; aber was auf unserm Boden gewachsen ist und auf vaterländischem Boden spielt, das dürfte für unsere Jugend einen erhöhten Reiz bieten und verdient darum — immerhin beste Qualität vorausgesetzt — den Vorzug.

Wir möchten uns für heute damit begnügen, der schweizerischen Lehrerschaft beliebt zu machen, sie möchte ein Gleiches auch in den übrigen Kantonen anstreben; geht's nicht überall, so geht's doch hier und dort, und jeder Schritt vorwärts ist zu begrüßen. Vielleicht kommt dann einmal die glückliche Zeit, wo auch der Bund einer Bitte seiner Lehrerschaft wieder geneigteres Gehör schenkt, als es heute der Fall zu sein scheint. Tausend andere Aufgaben stürmen so ungestüm auf ihn herein, dass er der Schule mit beiden Händen zuwinkt, sie möchte sich gedulden, bis die grössten Schreier zur Ruhe gebracht sind. Oft macht es den Eindruck, die Schule, die das Lieblingskind der grossen Staatsmänner der jungen, neuen Schweiz gewesen, wolle mehr und mehr zum Aschenbrödel werden. Doch seien wir unverzagt; unsere Stunde wird auch wieder schlagen, wo Mutter Helvetia uns auch wieder näher kommen heisst. Dann prüft sie vielleicht auch die Bücher, die für ihre Kinder geschrieben werden, und dann fühlt sie vielleicht auch eine hochherzige, eine patriotische Regung in sich, der kleinen Kunst für die Kleinen eine helfende Hand entgegenzustrecken.

Bis dahin, werthe Herren Kollegen, die ihr für der Jugend Lust und Lehre ein Herz habt, klopft bei euren kantonalen Behörden an, und rufet ihnen zu: Unsere Jugendbibliotheken sind ein Schatz, den wir künftighin besser hüten und mehren müssen! Möchte dieser Ruf überall einen kräftigen Widerhall finden!